

»Ein Zeichen intelligenter Forschung: Auswahl passender Förderinstrumente«

Die Frankfurter Historikerin Prof. Dr. Luise Schorn-Schütte, Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sieht keine Krise der Geisteswissenschaften – Im Gespräch mit Ulrike Jaspers



? Balsam auf die Wunden der Geisteswissenschaften dürfte das jüngste Urteil des Wissenschaftsrats sein, der in seinen »Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland« vom Januar 2006 als einzig legitimes Kriterium zur Beurteilung die wissenschaftliche Qualität anführt – und die sei »sehr gut« und »international anerkannt«. An ihrer gesellschaftlichen Relevanz müssten sich die Geisteswissenschaften nicht messen lassen. Können Sie dem zustimmen?

Schorn-Schütte: Ich stimme dem Votum des Wissenschaftsrats uneingeschränkt zu: Die Geistes- und Sozialwissenschaften in Deutschland sind sehr gut und international hoch angesehen. Das Jammern ist unangebracht und überflüssig. Allerdings meine ich: Die Geistes- und Sozialwissenschaften müssen sich nach ihrem Zweck befragen lassen und können voller Selbstbewusstsein sinnvolle Antworten geben. Die Funktionalisierung ist abzulehnen, die Erläuterung von geisteswissenschaftlichen Aufgaben aber ist sehr wohl geboten, ja erbeten.

? Die Exzellenzinitiative von Bund und Ländern wird 380 Millionen

Euro pro Jahr in das Forschungssystem pumpen, überwiegend profitieren die Universitäten davon. Insgesamt stehen 1,9 Milliarden Euro von 2006 bis 2011 zur Verfügung. Der Anteil von Anträgen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften war mit 20 Prozent erfreulich hoch, was den Willen zur interdisziplinären Zusammenarbeit dokumentiert. Bisher fiel es diesen Disziplinen wegen der großen Vielfalt ihrer Forschungsprojekte schwerer, ihre Kräfte zu bündeln. Sehen Sie neue Ansatzpunkte?

Schorn-Schütte: Ja, die gibt es durchaus; die Aufforderung, einen Antrag zustande zu bekommen, um dann viel Geld einzuwerben, war ein großer Anreiz, die Inhalte zusammenzuführen. Diese Kausalität ist nicht verwerflich, der Zwang war heilsam! Aber natürlich hat es nicht an allen Orten solche Voraussetzungen gegeben, die die qualitativ hochstehende Einzelforschung auch immer gleich zu exzellenten Großclustern zu verbinden wissen. Zudem war der Zeitdruck sehr hoch, das ist manchmal auch hinderlich.

? Offensichtlich hat sich das Engagement der Geistes- und Sozialwissenschaftler in der ersten Runde der Antragsstellung um Exzellenzcluster und Graduiertenschulen nicht so positiv weiterentwickelt: Unter den Antragstellern, die aufgefordert wurden, einen Vollertrag zu stellen, sind nur noch knapp 16 Prozent aus diesen Wissenschaftsdisziplinen zu finden, darüber hinaus sind Vertreter dieser Fächer noch an Anträgen beispielsweise der Naturwissenschaftler beteiligt. Wie beurteilen Sie dieses Abschneiden?

Schorn-Schütte: Das Abschneiden der Geistes- und Sozialwissenschaften kann natürlich nur im numeri-



schen Vergleich mit den anderen Wissensfeldern bewertet werden, denn inhaltlich kann man derartig unterschiedliches Forschen nicht vergleichen! Wenn wir also nur die Zahlen betrachten, dann haben die Ingenieurwissenschaften ebenso wenig reüssiert wie die Sozial- und Geisteswissenschaften. Die Gewinner sind die harten Natur- und die Lebenswissenschaften. Das ist ein für die Gesamtinitiative sinnvolles Ziel. Niemand sollte jetzt behaupten, hier würden die Geistes- und Sozialwissenschaften benachteiligt oder Ähnliches! Betrachtet man die Initiativen der Sozial- und Geisteswissenschaften, die jetzt erfolgreich waren (also einen Antrag stellen sollen), so fällt auf, dass es stets solche waren, die schon seit Jahren in größeren, gut bewerteten, institutionell verankerten Verbindungen zusammenarbeiten. Dies ist aber nicht das übliche Arbeiten für die Geistes- und auch nicht die Sozialwissenschaften. Wir arbeiten – sinnvollerweise – eher in kleinen Verbänden, zum Beispiel in Forschergruppen, Graduiertenschulen, kleinen Sonderforschungsbereichen. Deshalb sagt das jetzige Abschneiden nichts über die Qualität all der Initiativen aus, die nicht in Großverbänden arbeiten.

? »Universalisierung und Partikularität: Kulturelle Antinomien der Globalisierung« – unter dieser Headline haben sich Frankfurter Juristen, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftler so-

wie Erziehungswissenschaftler, Theologen, Historiker und Philologen zusammengeschlossen und ihren Antrag für die Förderung als Exzellenzcluster gestellt, der im ersten Ansatz nicht erfolgreich war. Sie haben in dieser Arbeitsgruppe zeitweise mitgewirkt. Welchen Eindruck haben Sie, entwickelt sich ein neues Verständnis füreinander? Wo sehen Sie Chancen und Probleme dieser fächerübergreifenden Kooperation zu Dimensionen der Globalisierung?

Schorn-Schütte: Die Frankfurter Initiative war ein recht engagiertes Unternehmen von vielen Professoren aus sehr unterschiedlich arbeitenden und methodisch ausgerichteten Teildisziplinen; deshalb lag die Erfolgchance von Anfang an sicherlich nicht über 50 Prozent. Aber die Tatsache, dass wir uns in dem wissenschaftlich so vielfältigen, manchmal auch gegensätzlichen Frankfurter »Universitätsmilieu« zusammengefunden haben, war ein ermutigendes, motivierendes Zeichen. Wir werden genau überlegen, wie wir weiter arbeiten werden. Die Teilnahme an der Exzellenzinitiative ist nicht zwingend, exzellente Forschung kann ebenso gut mit Hilfe anderer Förderinstrumente gelingen.

? Die Universität Frankfurt hat vier Antragsskizzen für Exzellenzcluster und drei für Graduiertenschulen eingereicht. Die beiden geisteswissenschaftlichen Initiativen für Graduiertenschule und Exzellenzcluster fanden bisher keinen positiven Zuspruch. Wie bewerten Sie diese Nachricht – Grund zur Resignation oder Aufforderung, an den Kooperationen weiterzuarbeiten?



Schorn-Schütte: Ich sagte eben schon: Die gemeinsame Initiative war ermutigend, war Ansporn für die Frankfurter Sozial- und Geisteswissenschaften, Resignation wäre jetzt eine völlig unpassende Antwort! Aber wir müssen die Instrumente prüfen, die für unsere Art des wissenschaftlichen Arbeitens und unter Berücksichtigung der schon vorhandenen, exzellent bewerteten Institutionen – Sonderforschungsbereiche, Internationale Graduiertenkollegs, Forschergruppen und anderes mehr – die richtigen sind. Dazu zählen im »Angebot« der DFG – und das unterstreiche ich nachdrücklich – als Exzellenzausweis zum Beispiel die neuen geisteswissenschaftlichen Forschergruppen.

? »Kleine Fächer« sind in ihrer Existenz immer wieder bedroht – jetzt hat der hessische Wissenschaftsminister Udo Corts ein Konzept zur Bündelung der Ressourcen in drei geisteswissenschaftlichen Zentren vorgeschlagen. In Frankfurt soll das Zentrum für Ostasienwissenschaften ausgebaut werden. Wie schätzen Sie diese Entwicklung ein?

Schorn-Schütte: Die Konzentration der so genannten »kleinen Fächer« ist sinnvoll; in Zeiten knapper Kassen muss wissenschaftliche Exzellenz gebündelt werden. Die »kleinen Fächer« haben das auch sehr wohl akzeptiert und mit sehr viel Phantasie und Scharfsinn schon in den letzten Jahren exzellente Forschungsverbände eingeworben, auch hier in Frankfurt. Die geisteswissenschaftlichen Forschergruppen, die ich eben schon erwähnt habe, sind ein in diese Situation bestens eingepasstes Instrument,



das sicherlich bald intensiv genützt werden wird; es besteht in der differenzierten Form ja erst seit sechs Monaten.

? Entgegen Ihrer Einschätzung konstatieren die fünf Verfasser des im November erschienenen »Manifest Geisteswissenschaften« – unter ihnen der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Dieter Simon – eine »Krise der Geisteswissenschaften«, die mindestens seit Mitte der 1980er Jahre anhält. Mit Blick auf das Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften sollte vor allem der »Zwei-Kulturen-Mythos« – Geisteswissenschaften versus Naturwissenschaften – überwunden werden. Folgen Sie dieser Diagnose Ihrer Kollegen, und welche Wege schlagen Sie vor, um diese Kluft zwischen den Wissenschaften zu überwinden?

Schorn-Schütte: Ich halte das Manifest für eine sehr unglückliche Positionierung. Ich betone noch einmal: Wir haben keine Krise der Geisteswissenschaften; unsere Absolventen sind zumeist sehr gut ausgebildet, wir haben so viel Forschungsförderung in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten erhalten wie nie zuvor. Dadurch haben wir uns selbst ein Problem geschaffen: Wir haben zu viele Postdoktoranden und habilitierte Geisteswissenschaftler hervorgebracht – zuviel gemessen an dem, was sich eine Gesellschaft, die in Finanznöten steckt, leisten kann. Unsere Aufgabe ist es also, dieses Problem zu lösen und das tut unter anderem die DFG seit mindestens sechs Jahren tatkräftig, die Erfolge können sich natürlich nicht schon am nächsten Tag einstellen.

? Aber sechs Jahre sind nun schon eine Zeitspanne, in der sich Erfolge zeigen müssen. Wo sind die Berufschancen für diese Hochqualifizierten im Wartestand?

Schorn-Schütte: Es gibt inzwischen Auffangmöglichkeiten als Übergangslösung für die unmittelbar Betroffenen unter anderem auch in Gestalt von Förderung durch private Stiftungen. Es geht ja nicht an, dass eine Generation aus dem Überfluss der Forschungsförderung nun für die mageren Zeiten bestraft wird. Aber das sind Zwischenlösungen. Die Aufgabe der Zukunft heißt: Konzentration gerade der Nachwuchsförderung.

? Sie waren vor eineinhalb Jahren als DFG-Vizepräsidentin mit der Ankündigung angetreten, dass sich die Förderpolitik der DFG für die Geisteswissenschaften ändern solle. Worum ging es Ihnen dabei?

Schorn-Schütte: Das bezog sich auf genau das, was ich schon erläutert habe: Die Geistes- und Sozialwissenschaften arbeiten als exzellente Forscher in kleinen Verbänden zusammen; das heißt, dass sich einzelne Kollegen an einer Universität zur Bearbeitung eines Problems zusammenschließen, sich aber auch passende Fachleute für ihre Spezialfrage an anderen Universitäten suchen können. Diese Form des Forschens gilt es zu stützen, nicht die Mam-

mutinitiativen, das war vor rund 18 Monaten mein erklärtes Ziel. Mit dem Beschluss zu den geisteswissenschaftlichen Forschergruppen,

die schon da sind – Ähnliches empfiehlt nun auch der Wissenschaftsrat – ist ein großer Schritt in diese Richtung getan. Ich habe im Senat der DFG schon etliche Jahre vor meinem Amtsantritt als Vizepräsidentin darauf hingearbeitet – mit dem oben skizzierten Ergebnis.

? Heißt dies, Sonderforschungsgebiete in den Geisteswissenschaften sind ein Auslaufmodell?

Schorn-Schütte: Nein, sicherlich nicht, es gibt immer Forschungsfragen, zu denen dieser Verbund die beste Arbeitsform ist. Aber es muss deutlich sein – vor allem auch für die Universitätsleitungen – dass Exzellenz sich nicht danach bemisst, wie viele Mitarbeiter, Computer und Ähnliches durch die Drittmittelgeber finanziert werden, sondern dass die Auswahl des passenden Förderungsinstruments auch bereits ein Zeichen intelligenter Forschung ist. Diese Disziplinen können erwarten, dass ihre spezifische Arbeitsweise entsprechend gewürdigt wird. Die DFG hat dem mit ihren neuen Förderinstrumenten, unter anderem auch mit der Möglichkeit, Forschungszeit einzuwerben, nachdrücklich Rechnung getragen.

? Anwendungsorientiert, ergebnisorientiert – wie nützlich sind die Geisteswissenschaften für die Gesellschaft? Die Geisteswissenschaften sollten sich nicht länger in eine Position drängen lassen, in der sie zwar vom Modernisierungsdruck entlastet sind, jedoch Gefahr laufen, aus den Wissenschaften in den Bereich der Kultur verdrängt zu werden, mahnen die Verfasser des »Manifest Geisteswissenschaften«.

Schorn-Schütte: Die Verfasser des Manifests haben insofern Recht, als sie darauf hinweisen, dass der Wert von Forschung für die Gesellschaft unterschiedlich zu bewerten ist. Ein Ingenieur leistet anderes als ein Historiker oder Philosoph, beide aber sind in einer hochdifferenzierten Gesellschaft wie der unsrigen unverzichtbar. Es muss aufhören, dass es immer nur einen Maßstab gibt, an dem alle und alles gemessen werden. Die Geistes- und Sozialwissenschaften müssen aber umgekehrt selbstverständlich sagen können, wozu sie notwendig sind, was

ihre besondere Leistung ist. Dies als »Funktionalisierung« zu diskreditieren, ist arrogant, das ist in den vergangenen 25 Jahren viel zu oft in unzulässiger Weise geschehen.

? Die Autoren des »Manifest Geisteswissenschaften« plädieren dafür, die »disziplinäre Parzellierung« aufzugeben, sich inhaltlich wie institutionell stärker an transdisziplinären Wissensformen auszurichten. Ist der Eindruck richtig, dass die Geisteswissenschaftler seit einiger Zeit nicht mehr so sehr auf Expertenwissen in kleinen hochspezialisierten Projekten setzen, sondern eher die Querdenker in ihren Reihen schätzen?

Schorn-Schütte: Man kann »transdisziplinär« nur arbeiten, wenn man in seinem Spezialgebiet hochqualifiziert geforscht hat, insofern ist das für mich kein Gegensatz, beides gehört zusammen. Die exzellente geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung tut das auch schon immer so, durch die neuen Förderinstrumente werden diese Verzahnungen gestützt und institutionell verankert; die VW-Stiftung bietet dazu übrigens auch höchst erfolgreiche Instrumente an, unter anderem in Gestalt der »Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften«.

? Der Euro schmiedet zwar Europa zu einer Währungsunion, doch die kulturellen Herausforderungen für ein gemeinsames Europa müssen sicher auf anderen Wegen geschaffen werden. Was können die Geisteswissenschaften nach Ihrer Auffassung dazu beitragen?

Schorn-Schütte: Hier sehe ich eine gute Möglichkeit, die Aufgabe der Geistes- und Sozialwissenschaften zu verdeutlichen. So ist im letzten Jahr die Verfassung der EU nicht akzeptiert worden. Die Geisteswissenschaften könnten und sollten hier eine Vermittlerfunktion in einer neuerlichen Akzeptanzdebatte wahrnehmen. Es geht unter anderem darum, die gemeinsamen kulturellen Werte Europas zu artikulieren, als Verfassungsgrundlage sichtbar zu machen. Das können Historiker im Verbund mit Philosophen, Juristen, Romanisten und Theologen sehr gut. Die Präambel



mutinitiativen, das war vor rund 18 Monaten mein erklärtes Ziel. Mit dem Beschluss zu den geisteswissenschaftlichen Forschergruppen,

der Verfassung ist ein Musterbuch gemeinsamer europäischer Geschichte, so insbesondere in Gestalt miteinander artikulierter und verwirklichter Grund- und Menschenrechte – das hat zudem einen neuerlichen aktuellen Bezug in der Konfrontation um Toleranz zwischen Religionen. In akademischer Lehre und übergreifender Forschung liegen hier große Arbeitsbereiche.

? Die Leistungen der Wissenschaftler werden auch nach der Anzahl ihrer Veröffentlichungen bemessen. Das hat in den Geisteswissenschaften dazu geführt, dass Wissenschaftler häufiger kurze Beiträge in Fachzeitschriften veröffentlichen. Ist das nicht ein gefährlicher Trend? Bleibt das »opus magnum« dabei auf der Strecke?

Schorn-Schütte: Die Gefahr besteht, aber es wird schon erfolgreich gegengesteuert; ich sprach oben von der Forschungszeit, die mit Hilfe der Instrumente der DFG bereitgestellt werden kann, oder auch im Rahmen der Förderinitiative von VW-, Thyssen- und Zeitstiftung »Pro Geisteswissenschaften«. Das »opus magnum« kann dann in aller Ruhe von einem Einzelnen verfasst werden, eine für die Geistes- und Sozialwissenschaften unverzichtbare Möglichkeit exzellenter Forschung.

? Sie engagieren sich seit vielen Jahren in den Gremien der DFG, und das kostet viel Zeit. Bleibt Ihnen da eigentlich noch Luft für Ihre eigene Forschung?

Schorn-Schütte: Das ist ein ständiger Spagat, und ich hoffe weiterhin, dass meine eigenen wissenschaftlichen Projekte nicht zu kurz kommen. Denn wenn das geschähe, würde mich niemand unter den Wissenschaftlern noch ernst nehmen – eine apokalyptische Vorstellung. Ich habe aber in den vergangenen Jahren weiterhin publiziert und geforscht – wenn auch unter permanentem Zeitdruck. Ein mir wichtiges Buch zur »historischen Politikforschung« ist abgeschlossen, unter erheblichem Kraftaufwand, aber immerhin.

? Wie schaut Ihr typischer Arbeitstag aus?

Schorn-Schütte: Ich stehe jeden Morgen um halb fünf auf, frühstücke mit meiner jüngsten Tochter, sitze von 7 Uhr bis 13 Uhr an meinem Schreibtisch: die wichtigsten Stunden am Tag! An zwei Tagen bin ich von 7.30 Uhr bis 18 Uhr in der Universität, zwei- bis dreimal im Monat bin ich in Bonn/Berlin zu Sitzungen der DFG oder anderem, was an den Nachmittagen mit Bergen von Akten vorbereitet werden muss; an den Nachmittagen schreibe ich meine Vorlesungen, Gutachten, mache Korrekturen, schreibe Entwürfe für Forschungsprojekte und so weiter, für so genannte »Freizeit« ist kein Platz – aber ich bin glücklich, wenn ich die Vielfalt der Aufgaben organisieren kann – mit Hilfe der Mitarbeiter am Lehrstuhl klappt das bislang immer gut.

? Im Präsidium der DFG sind Sie die einzige Frau. Haben Sie einen schweren Stand?

Schorn-Schütte: Nein, im Präsidium herrscht ein sehr angenehmes Arbeitsklima! Allerdings muss ich bei manchen Fragen durchaus kämpfen, ich habe meistens auch sehr klare Vorstellungen, dann gibt es einen fairen Interessenausgleich, das hat mir bislang immer Spaß gemacht!

? Frauen in Führungspositionen auch in der Wissenschaft sind leider immer noch eine Seltenheit. Wie haben Sie das geschafft?

Schorn-Schütte: Ich habe immer viel gearbeitet, war immer völlig fasziniert von meiner Wissenschaft und von der Aufgabe, sie weiterzugeben. In dieser Freude am Forschen bin ich von meinen akademischen Lehrern bestärkt worden, und dann hat es in allen schwierigen Situationen stets sehr engagierte Mitstreiter gegeben: meine Familie und meine Kollegen; dafür bin ich dankbar und versuche es nun in der Förderung auch des weiblichen Nachwuchses weiterzugeben. Die schwierigste Phase war sicherlich diejenige, in der ich die Erziehung meiner kleinen Kinder mit meiner akademischen Qualifikation zu verbinden hatte (Doktorarbeit, Habilitation, Neuordnung des Fachs Geschichte in den neuen Bundesländern). Das sind erfahrungsgemäß

die größten Klippen für die Wissenschaftlerinnen. Meine Töchter werden wohl am besten wissen, ob ich es immer vereinbaren konnte, ich hoffe es. ◆



Seit September 2004 amtiert die Frankfurter Historikerin Prof. Dr. Luise Schorn-Schütte als Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Eines ihrer erklärten Ziele, das sie innerhalb der dreijährigen Amtszeit erreichen möchte, ist die Entwicklung eines neuen Förderkonzepts für die Geisteswissenschaften. Zuvor war Schorn-Schütte bereits in anderen wichtigen Funktionen innerhalb der DFG tätig – als Senatorin und Mitglied des DFG-Hauptausschusses. Die 57-jährige Historikerin wurde 1981 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster promoviert und habilitierte sich 1992 an der Justus-Liebig-Universität in Gießen; in dieser Zeit wurden auch ihre beiden inzwischen 22-jährigen und 16-jährigen Töchter geboren. 1993 übernahm sie nach Rufen an die Universitäten Basel und Potsdam den Lehrstuhl für Neuere Allgemeine Geschichte an der neu gegründeten brandenburgischen Landesuniversität Potsdam, um den Umbau ihres Fachs in den neuen Bundesländern zu unterstützen. Seit 1998 hat sie die gleichnamige Professur an der Johann Wolfgang Goethe-Universität inne. Forschungsschwerpunkte sind die politische Ideen- und Konfessionsgeschichte der Frühen Neuzeit (16. bis 18. Jahrhundert), insbesondere die Reformationsgeschichte Europas und die Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Schorn-Schütte ist Sprecherin des ersten internationalen geisteswissenschaftlichen Graduiertenkollegs in Hessen (gefördert durch die DFG). Das Kolleg, das aus einer gemeinsamen Initiative von 15 Professoren der Universitäten Frankfurt, Trient (Italien), Innsbruck (Österreich) und Bologna (Italien) entstanden ist, beschäftigt sich mit der »Politischen Kommunikation von der Antike bis in das 20. Jahrhundert«.